

*Alexander Dick: „Muss es sein?“ Die geplante Fusion des SWR
Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg mit dem
Radiosinfonieorchester Stuttgart 2016 und ihre Konsequenzen für die
Kulturlandschaft. Fakten, Thesen und Überlegungen.
(Vorlesung vom 7. Juni 2014 in der Reihe „Samstags-Uni“ des Studiums
generale der Universität Freiburg und der Volkshochschule Freiburg)*

(Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bin vor wenigen Tagen ermahnt worden, dafür Sorge zu tragen, dass doch vielleicht auch eine Vision für die Stadt, in der wir 2025 leben wollen, auszumachen sein möge. Erwarten Sie von mir keine Wunder. Ich habe keine konkreten Lösungsvorschläge parat, für das, was mir in unserer Kulturlandschaft zunehmend Sorge bereitet. Ich weiß auch nicht, ob der überall zu vernehmende Ruf nach den, keine Frage, nötigen Finanzen für die Kultur tief genug greift –ich vermute mal nicht mit Blick auf den Wertewandel, der sich um uns herum vollzieht. Und ich kann Ihnen auch keine Antwort auf die dieser Tage vom obersten Bürger dieser Stadt laut Badischer Zeitung in Sachen SWR-Sinfonieorchester-Rettung gestellte Frage geben, „Wie viel 31000 Unterschriften in Euro“ seien. Aber vielleicht gelingt es mir, Ihnen ein wenig zu zeigen, dass es gerade solche wohlfeilen Debattenbeiträge sind, die viel über das angedeutete, wie ich meine, sich verändernde kollektive Werteverständnis aussagen: Ob man den ihm zugrundeliegenden Antrieb eher Realismus oder einfach bloß – Zynismus nennen darf, mögen Sie entscheiden...)

Die Musikkundigen unter Ihnen dürfte angesichts des Titels meines Vortrages womöglich ein gewisses Befremden erfasst haben. Sie ahnen, worauf ich anspiele: „Muss es sein?“ Die Frage stellt Ludwig van Beethoven als Motto dem Finalsatz seines letzten vollendeten Streichquartetts op. 135 als so genannten „schwer gefassten Entschluss“ voran, um sie dann affirmativ, in klassischer Parataxe, das Finitum an zweiter Stelle mit „Es muss sein!“ zu beantworten. Eine der möglichen Erklärungen für dieses Wortspiel basiert auf dem banalen Schlagabtausch Beethovens mit dem reichen Musikliebhaber Ignaz Dembscher. Dieser glaubte, Quartettstimmen vom Komponisten sozusagen zum Nulltarif zu erhalten, worauf jener sich nicht einließ und eine finanzielle Entschädigung einforderte. Auf den Dembscher'schen Stoßseufzer „Wenn es sein muss“ soll Beethoven mit der Komposition seines Kanons WoO 196 erwidert haben: „Es muss sein, ja, ja, ja, heraus mit dem Beutel! Heraus, heraus, es muss sein!“ Kammermusikkenner wissen, dass dieser so genannte „schwer gefasste Entschluss“ in ein großartig bewegtes Finale mündet, das Beethoven im milden F-Dur geradezu überschwänglich enden lässt.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir alle wissen, dass zu Überschwang in unserm Fall kein Anlass besteht. In gut zwei Jahren, im

Sommer 2016 wird das SWR-Sinfonieorchester Baden-Baden und Freiburg voraussichtlich das letzte Mal öffentlich konzertieren – 70 Jahre nach seiner Gründung im Februar 1946 als damaliges *Philharmonisches Orchester des Südwestfunks*. Von 2016 an wird der neu entstandene, am Standort fusionierte Klangkörper in SWR Symphonieorchester – griechische Schreibweise – umbenannt worden sein. Was nur wie eine kleine kosmetische Korrektur wirkt, ist gleichwohl ein großer schmerzhafter Einschnitt in die deutsche Rundfunkorchesterlandschaft. Zwei bedeutende Klangkörper, deren sinfonisches Eigenleben, deren Charakteristik und Geschichte unterschiedlicher kaum sein könnten, nämlich das Freiburger SWR-Sinfonieorchester und das Radiosinfonieorchester Stuttgart werden zur Zwangsehe verdammt – ein Projekt nicht nur mit ungewissem künstlerischen Ausgang. Der Fall SWR-Orchesterfusion ist zu einem erschreckenden Beispiel für die schwindende Wertschätzung der Klassik in diesem Land geworden. Oder drücken wir es neutraler aus: für die Gleichgültigkeit in der Öffentlichkeit, die dieser Bereich des Kulturlebens mittlerweile erfährt. Denn auch wenn der Einsatz aller, speziell hier in Freiburg, die den Kampf um den Erhalt des SWR-Sinfonieorchesters noch nicht aufgegeben haben als kulturbürgerschaftliches Engagement gar nicht hoch genug gerühmt werden kann, eines dürfen wir nicht vergessen: Die aufgerundet 32000 vom Freundeskreis des Freiburger Orchesters gesammelten Unterschriften, die internationalen Proteste im Netz, die Petitionen und Briefe der Fachwelt sind für die, die derzeit die Geschicke unserer Gesellschaft bestimmen, offenbar nur eine Fußnote. Lassen Sie es mich nur an einem kleinen Vergleich festmachen: Die Online-Petition für eine Absetzung des ZDF-Moderators Markus Lanz wegen dessen rigider Gesprächsführung gegenüber seinem Studiogast Sahra Wagenknecht im Januar erbrachte binnen zweier Wochen rund 230 000 Unterschriften... Und ich darf hinzufügen: Lanz talkt weiterhin im ZDF – ebenso wie die Orchesterfusion, die der Sender übrigens mittlerweile euphemistisch mit „Orchesterreform“ titulierte, laut SWR auf dem Gleis ist, Zitat: „*In allen Bereichen laufen die konkreten Planungen mit Künstlern, Partnern und Veranstaltern*“, heißt es in einem PR-Text.

Drei Gesichtspunkte sind es, unter denen wir im Folgenden diese Causa etwas beleuchten wollten: 1. Die Fusion und ihre Geschichte. 2. Die Fusion und ihre Ursachen – und damit meine ich auch durchaus die gesellschaftlichen. 3. Die Fusion und Freiburg.

Die Fusion und ihre Geschichte

Muss es sein? Wer sich mit der Orchesterfusion in all ihren Stadien beschäftigt, wird alsbald feststellen, dass die affirmative Bejahung dieser Frage seitens der Verantwortlichen in keiner Phase relativiert, eingeschränkt oder gar selbstkritisch beleuchtet wurde. Zumindest von dem Zeitpunkt an, an dem das Thema öffentlich wurde. Es erscheint deshalb sinnvoll, auf die ad acta gelegten Fusions-Kapitel noch einmal ein paar Schlaglichter zu werfen, um sich ein umfassendes Bild dieses Prozesses zu machen. Als 1998 die beiden ARD-Anstalten Südwestfunk (SWF) mit Sitz in Baden-Baden und Süddeutscher Rundfunk (SDR) mit Sitz in Stuttgart zum SWR verschmolzen, war klar, dass in den Folgejahren eine Verschlinkung der Strukturen anstehen werde – müsse. Der aus dem Lateinischen abgeleitete Begriff „Fusion“ suggeriert in seiner ursprünglichen Bedeutung der Verschmelzung ein gleichberechtigtes Vereinigen im Sinne einer Addition. Dies trifft bei einer wirtschaftlichen Fusion, und um die ging es auch beim Zusammenschluss der beiden Sender, nicht zu. Eine Fusion erfolgt aus strategischen und finanziellen Motiven. Die beiden Apparate werden nicht addiert, die aus der Zusammenlegung erwarteten Synergieeffekte sollen sich auch durch Einsparungs- neudeutsch: Verschlinkungsprozesse ergeben.

Im Falle der neu entstandenen, nunmehr zweitgrößten ARD-Anstalt blieben alsbald auch die Klangkörper nicht von der Fusion unbehelligt. Der frühere Südfunk-Chor wurde zum SWR-Vokalensemble geschrumpft, aus dem früheren SWR Rundfunkorchester Kaiserslautern und dem Rundfunk-Sinfonieorchester Saarbrücken des Saarländischen Rundfunks entstand die nun von beiden Sendern getragene Deutsche Radio-Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern – sperriger Name, künstlerisch-sperriges Projekt. Die von SWR-Intendant Peter Boudgoust gerne als Beispiel einer geglückten, erfolgreichen Fusion bezeichnete Zwangsehe aus einem Unterhaltungsorchester und einem sich dem sinfonischen Repertoire widmenden Klangkörper von 2007 hat innerhalb des internationalen Kanons der Orchester, so viel lässt sich sagen, bis zum heutigen Tage keinen neuen Akzent gesetzt. Von den nicht wenigen, infolge der Fusion unterbeschäftigten Musikern mal abgesehen.

Um die beiden Orchester in Freiburg und Stuttgart errichtete der neue Sender zunächst „Schutzzäune“, so der offizielle Jargon. Zu groß war offenbar der Respekt vor der gewaltigen Geschichte. Da war einmal das RSO der baden-württembergischen Landeshauptstadt mit großen Dirigenten wie Sergiu Celibidache und Roger Norrington. Und da war der von Baden-Baden später nach Freiburg wechselnde, in der deutschen Rundfunklandschaft für die Musik der Gegenwart solitäre Klangkörper mit Chefs wie Hans Rosbaud, Ernest Bour, Michael Gielen oder Sylvain Cambreling. Hier wird es interessant: Bei einer Fusion beider Orchester wäre „aus Sicht des SWR der programmliche und kulturelle Verlust zu

groß“, hieß es in einem Sender-Papier. Die unterschiedlichen musikalischen Profile, Stärken und Traditionen könnten in einem solchen Fall keinesfalls „*sich gegenseitig verstärkend zusammengeführt werden*“. Das war 2005, in einer Informationsvorlage an den Rundfunkrat über die „Zukunft der SWR-Klangkörper“. Sieben Jahre später stimmte der SWR-Rundfunkrat der Vorlage der Intendanz zur Fusion der beiden Orchester mit überwältigender Mehrheit zu.

Ein besonders schwerer Fall von öffentlich-rechtlicher Amnesie?

Festzuhalten gilt: Die Zweiländeranstalt SWR hat den Zusammenlegungsprozess ihrer beiden Referenzklangkörper seit 2010 mit beispielloser Energie betrieben. Denn als Anfang Februar 2012 die Diskussion öffentlich wurde, waren bereits etliche Monate interner Prüfungen und Diskussionen vorausgegangen. Diese zeitigten drei Möglichkeiten. Da war, erstens, der Erhalt des Status quo, was aber vom damaligen Rundfunkdirektor Bernhard Hermann als „*nicht sonderlich verantwortungsvoll*“ bezeichnet wurde. Angesichts der vom Sender zu jener Zeit bis zum Jahr 2020 prognostizierten minus 166 Millionen in den Kassen des SWR, ebnete dies den beiden Orchestern den Weg in die Drittklassigkeit. Das zweite Lösungsmodell, den Personalstand in Freiburg und Stuttgart auf je 70 Stellen zu reduzieren, bei Beibehaltung der beiden Standorte und gegenseitiger Unterstützung nannte Hermann damals in der Badischen Zeitung als „*nicht steuerbar*“, allein aus logistischen Gründen. blieb also die dritte Variante – Fusion.

Schon zu diesem Zeitpunkt mussten aufmerksame Beobachter den Eindruck gewinnen, dass von der vom Sender versprochenen „*ergebnisoffenen Debatte*“ keine Rede mehr sein konnte. Wenn von drei Straßen zwei als Sackgassen deklariert werden, steht der durchfahrwillige Verkehrsteilnehmer nicht wirklich vor einer Entscheidung. Auch über die Begleitumstände, die zu den gelangten Einschätzungen führten, lässt sich rasonieren. In einem Papier über die „Strategische Weiterentwicklung des SWR Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg und des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart des SWR“ wurden dem Verwaltungsrat am 3. Februar 2012 und dem Hörfunkausschuss am 15. März desselben Jahres die Ergebnisse einer so genannten Analyse der Münchner Managementberatung Metrum präsentiert. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die einzelnen Prüfungsaufträge, die die Münchner Strategie- und Management-Berater vorlegten, zu referieren. Beim unbedarften Studium des Papiers muss sich einem zwangsläufig das Bild auftun, dass hier zwei Orchester nach allen Regeln betriebswirtschaftlichen Denkens in den Fokus genommen werden. Das, meine Damen und Herren, ist nicht verkehrt. Verwunderlich ist gleichwohl, welche geringen Stellenwert künstlerische Kriterien bei diesen Betrachtungen einnehmen. Und vor allem, wie sie perspektivisch

vorgenommen werden. Ich darf an dieser Stelle aus einem vertraulichen Papier an den SWR-Verwaltungsrat zitieren: Dort heißt es:

„Wir sind in der Marktbetrachtung aber natürlich nicht bei der quantitativen Betrachtung der Orchesterlandschaft der Landesfunkanstalten stehen geblieben. Wir haben auch ermittelt, wie unsere Orchester derzeit national aber auch international wahrgenommen werden.“

Und dann folgt das, was in demokratischen Gesellschaften derzeit immer dann herangezogen wird, wenn inhaltliche Kriterien vernachlässigt oder verschleiert werden sollen – unter Vorwand eines allgegenwärtigen Wettbewerbs: das Ranking. Erlauben Sie, dass ich hier einen Leitartikel heranziehe, den ich erst vor einigen Wochen in der Badischen Zeitung veröffentlichte: *„Stichwort Superlativ, Stichwort Zahlengläubigkeit und Statistiken. Man könnte glauben, das gesamte Leben habe sich zu einer Art olympischem Dauerwettbewerb entwickelt; alle schießen nur noch auf die Siegereppchen, und da speziell auf Platz eins, Goldmedaille. Silber ist schon weit weniger sexy, und von den Dritten spricht man nur, um zu fragen, warum es eigentlich nicht zu mehr gereicht hat. Ein solches System produziert die größten Hits aller Zeiten ebenso wie die Filme, Bücher, Theater und Regisseure des Jahres, die Lieblingsgerichte ebenso wie die Lieblingsautos. Wir ‚ranken‘ uns zu Tode, und selbst da wird man uns noch auflisten, welche Friedhöfe und Bestattungskulturen an erster Stelle stehen.“*

Hören wir uns also an, was den SWR-Aufsichtsgremien vor solchem Hintergrund serviert wurde:

„Die Zeitschrift Gramophone hat im Jahre 2008 ein durch Umfrage unter Musikkritikern erhobenes Orchester-Ranking veröffentlicht. International sind in diesem Ranking vier deutsche Orchester unter den Top Zwanzig zu finden. Nur ein Rundfunksinfonieorchester hat es – neben den Berliner Philharmonikern, der Staatskapelle Dresden und dem Gewandhausorchester – in diese Region geschafft. Der Bayerische Rundfunk ist in der internationalen Wahrnehmung als unter den absoluten Top-Orchestern zu finden. Dies spiegelt auch ein nationales Orchester-Ranking wider, das vom Focus veröffentlicht wurde. Unter den Top Ten tauchen lediglich 3 Rundfunksinfonieorchester aus. Die SWR-Orchester waren in der Befragung nicht unter den Top Ten gelandet.“

Meine Damen und Herren, als Musikkritiker liegt es mir fern, meinen allmählich vom Aussterben bedrohten Berufsstand mit Dreck zu beschmeißen. Ich selbst gehöre zu den Journalisten, die alljährlich in den Fachzeitschriften „Die deutsche Bühne“ und „Opernwelt“ ihre Ranking-Voten abgeben dürften: beste Regie, bestes Opernhaus, beste Sänger... Natürlich kann ich nur das bewerten, was ich gesehen und gehört habe. Aus

der Vielzahl solcher Bewertungen setzt sich allmählich ein Mosaik zusammen. Nennen wir es ein Spiel, das mitunter interessante Ergebnisse, Auffälligkeiten zu Tage bringt. Und sicher auch dem einen oder anderen Nachwuchskünstler den Weg in eine Karriere ebnete. Aber dergleichen für eine Studie heranzuziehen...

Kein Wort findet sich in den Papieren über die künstlerische Vergangenheit und Gegenwart der beiden Orchester, über deren Referenzen, Besonderheiten, Alleinstellungsmerkmale. Stattdessen werden die Ergebnisse der so genannten Rankings für eine wirklich waghalsige Kombination herangezogen. Man muss sich die Conclusio der SWR-Verantwortlichen auf der Zunge gehen lassen:

„Interessanterweise scheint es eine Korrelation zu geben zwischen der öffentlichen Wahrnehmung der Qualität eines Orchesters und dessen Ausstattung mit Planstellen. Alle in den Rankings führenden deutschen Orchester sind mit weit über 100 Planstellen besetzt. Die beiden SWR-Sinfonieorchester liegen – was die Musiker-Planstellen aber auch die Managementbesetzung anbelangt – klar hinter den führenden deutschen Orchestern zurück. Übrigens haben wir uns – soweit dies möglich war – auch die jeweils zur Verfügung stehenden Etatmittel für die einzelnen Orchester angeschaut. Auch hier hat sich das Bild widerspiegelt. Die großen Orchester verfügen auch über höhere Budgets. Das regelmäßige Engagement von renommierten Dirigenten und Solisten ist eben nur mit höheren Budgets möglich.“

Was hier gesagt wird, entspricht mit anderen Worten folgender Gleichung: Die Anzahl der Musiker mal x plus die Höhe des Etats mal x = entscheidend für den Rankingplatz. Je höher also der Faktor x , desto weiter vorn rangiert ein Orchester. Zwei Anmerkungen hierzu: Erstens: Das Freiburger Barockorchester besteht aus 26 Musiker-Gesellschaftern; seine Ausstattung mit institutionellen öffentlich Fördermitteln ist alles andere als komfortabel; in der öffentlichen Wahrnehmung rangiert der Klangkörper, der sein Repertoire längst bis in 21. Jahrhundert ausgedehnt hat, auf einem Spitzenplatz; die Liste der internationalen Auszeichnungen ist gewaltig. Und zweitens: Dass die beiden jeweils rund 100 Musiker umfassenden SWR-Klangkörper in Stuttgart und Freiburg mit jeweils 8,5 bzw. 7 Planstellen ein schlankes Management unterhielten, scheint in den Augen der SWR-Verantwortlichen ein Manko zu sein. Beim künftigen „Spitzenorchester plus“, wie das fusionierte neue Symphonieorchester im Senderjargon genannt wurde, soll dieser Bereich auch entsprechend gestärkt werden. Beim Leipziger Gewandhausorchester kamen laut Theaterstatistik 2008/09 auf 185 Orchestermusikerplanstellen (das Orchester bespielt auch die Leipziger Oper) 88 Posten im Management. Auf eine Kommentierung soll an dieser Stelle verzichtet werden.

Mein Damen und Herren, bitte sehen Sie mir nach, wenn ich mich an diesem Punkt so ausführlich festgebissen habe. Für die Gesamtwahrnehmung des Vorgangs Fusion erscheint er mir symptomatisch. Indem betriebswirtschaftliche Hochrechnungen zur Erreichung des vorgegeben Sparziels mit rudimentären Aussagen über das künstlerische Profil kombiniert wurden, entstand eine Gemengelage, die eine normative Kraft des Faktischen suggerierte. Das heißt nichts anderes, als dass die Weichen schon gestellt waren, lange bevor der Fusionszug bei den Sitzungen des Rundfunkrates im Juni bzw. September aufs Gleis gesetzt wurde.

Dafür sprechen auch die Begleitumstände. Der SWR eröffnete die Diskussion um die Orchesterzukunft zu einem Zeitpunkt, als beide Klangkörper gerade erst neue, junge Chefdirigenten bekommen hatten. Militärstrategisch gesehen könnte man sagen: Die alten, erfahrenen und angesehenen Generäle – Sir Roger Norrington in Stuttgart und Sylvain Cambreling in Freiburg – hatten das Schlachtfeld verlassen, ihre Nachfolger mussten sich erst einarbeiten. Da waren offene Flanken zu erwarten, zumal auch die öffentliche Reputation der beiden „Neuen“ – Stéphane Denève in Stuttgart, François-Xavier Roth in Freiburg – zumindest in Deutschland noch eher schwach war. Vielleicht ist es mehr als eine Fußnote dieses Prozesses, dass vor allem der Chef des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg sich so vehement und öffentlich gegen die Fusion aussprach. Ohne Roths engagiertes Auftreten und die Motivation, die er noch immer auf das Orchester ausübt, wäre womöglich in Freiburg nie ein solch vehementer, nachhaltiger Widerstand entstanden. Kann sein, dass man das beim SWR unterschätzt hatte.

Kehren wir zurück zum Fusionsprozess und lassen ihn schlaglichtartig in der Chronologie Revue passieren. Auf die Ankündigung der Möglichkeit einer Fusion folgten entsetzte Reaktionen in den Feuilletons. Die Autoren setzten auf Überzeugungskraft in der Sache, darauf, dass der Verweis auf die künstlerische Bedeutung der Klangkörper nicht ohne Wirkung bleiben würde. Wenngleich sich schon früh in die Beiträge ein nachhaltig pessimistischer Ton mischte. So schrieb Wolfgang Schreiber am 20. Februar in der Süddeutschen Zeitung: *„Es ist bedenklich, wenn der Hörfunkdirektor davon spricht, man könne in einem großen ‚Unternehmen‘ bei der Finanzplanung nicht einen Bereich ausnehmen, ohne dass man die ‚Statik ins Wanken bringt‘. Man habe seit 1998 einen ‚Schutzzaun‘ um die Orchester gehalten, das sei jetzt nicht mehr möglich, heißt es aus der Chefetage des Sender.“* *„Was passiert da in den Köpfen?“*, fragt sich Schreiber besorgt. *„Warum ist es nicht mehr möglich, solche ‚Schutzzäune‘, hinter denen sich Orchester entwickeln können, aufrechtzuerhalten? Warum kann man sie nicht als starkes Interesse eines Senders definieren? Welches sind die rivalisierenden Ansprüche? Orchester sind gewachsene, sensible*

Kunstinstrumente, störanfällige Organismen in kulturellen Entwicklungsprozessen. Wer sie zur Disposition stellt, beschädigt die Substanz und die kulturelle Vielfalt eines Senders, einer Region, eines Landes. Der Sender sollte seine Ausgaben und Sparpotentiale noch genauer durchforsten.“ Zum Schluss seines Artikels wartet Schreiber mit einem historischen Beispiel auf, das signalisieren soll, wie es gehen könnte: *„Immer wieder kommt einem in den Sinn, wie der große Dirigent Otto Klemperer 1936 im kalifornischen Exil reagierte, als sein Los Angeles Philharmonic Orchestra in lebensbedrohliche Finanznöte geriet. Er selbst ging in den Verwaltungsrat und appellierte dramatisch: ‚Gestatten Sie dem Teufel Materialismus nie, Ihr Orchester zu töten. Wenn Sie mit mir feststellen, dass es hier nicht um ein finanzielles Problem, sondern um eine geistige Entscheidung geht, wird alles in Ordnung kommen.‘ Das Orchester von L.A. lebt bis heute glänzend“*, schließt Schreiber seinen Artikel.

Ich könnte Sie, meine verehrten Damen und Herren, über Stunden hinweg mit Artikeln ähnlichen Argumentationsmusters unterhalten. In der Badischen Zeitung zeichnete ich verantwortlich für eine Serie mit Gastbeiträgen namhafter Autoren und Künstler wie den Komponisten Helmut Lachenmann und Jörg Widmann, dem Dirigenten und Komponisten Hans Zender, dem Intendanten der Stuttgarter Oper, Jossi Wieler oder dem Geschäftsführer der Ernst-von-Siemens-Kulturstiftung Michael Roßnagl. Auch der Intendant des SWR Peter Boudgoust schien mit einem Beitrag auf, der sich gegen die übrigen Wortmeldungen zur Wehr setzte und davor warnte, *„dass die SWR-Orchestermusik nicht ins kulturpolitische Abseits geredet wird, sondern verankert bleibt in der Mitte der Gesellschaft“*. Boudgousts Beitrag verdient es, in einem Punkt weiter zitiert zu werden, weil er nämlich zu einem wichtigen Kriterium der Debatte überleitet: *„Zu einer seriösen Auseinandersetzung gehört aber auf jeden Fall, dass man nicht einfach die Rahmenbedingungen leugnet, äußere Zwänge als unbeachtlich abtut und sich im Kern auf die Position zurückzieht, dass alles so bleiben muss, wie es ist. Ich werde einen anderen Weg gehen. Ich werde Gespräche führen mit den OB's in Stuttgart und Freiburg, mit den Orchestervertretern, mit allen gesellschaftlichen Institutionen, die an einem ernsthaften Gespräch interessiert sind. Gemeinsam müssen wir Wege finden, wie wir die großartige SWR-Orchestermusik erhalten, wie wir einzigartige Konzerterlebnisse auch hier in Freiburg sichern können, trotz aller finanziellen Engpässe.“*

Ich wiederhole es gerne noch einmal: *„Ich werde einen anderen Weg gehen – ich werde Gespräche führen.“* Es findet sich in diesem Beitrag vom 7. April 2012 kein einziger Verweis auf die Autonomie des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, keine Warnung vor öffentlicher Einmischung in dessen innere Angelegenheiten. Man könnte, ganz im Gegenteil, in diese Zeilen den Wunsch nach Kooperation hineininterpretieren. Das, was der

Verwaltungsratsvorsitzende des SWR, Hans-Albert Stechl, erst vor wenigen Wochen in einem Interview mit der Badischen Zeitung als „Hilferuf an die Gesellschaft“ bezeichnet hat. Wir wissen, dass Gespräche zuhauf stattfanden zwischen dem SWR und der politisch verantwortlichen Seite. Wir wissen um die zahlreichen Briefe, die Appelle und Resolutionen, die den Intendanten dazu bewegen sollten, die Fusionspläne vom Tisch zu nehmen. Quantitativ ließen sich ganze Bände damit füllen. Qualitativ hingegen? Wenn eine Diskussion zu keinerlei erkennbaren Fortschritten führt, dann heißt das, dass sich die daran Beteiligten in ihren Argumenten festgebissen haben, dann signalisiert das keinerlei Bewegung.

Was aber hätte geschehen müssen, um zum Durchbruch zu kommen? Die politischen und regionalen Partner hätten möglichst konkrete Zusagen für eine Mitträgerschaft zumindest des Freiburger Orchesters machen müssen. Das ist zu keinem Zeitpunkt geschehen. Der Rundfunk dagegen hätte Flexibilität signalisieren müssen. Dies hätte beispielsweise über ein Moratorium geschehen können, einen begrenzten Zeitraum des Status quo, in dem man dem Orchester und seinen Mitstreitern die Möglichkeit gegeben hätte, über ein neues, gemeinsames Finanzierungsmodell nachzudenken. Oder über Vorschläge des SWR, wie man sich eine Trägerschaft auf mehreren Schultern vorstellte. Das Modell der Rundfunk Orchester und Chöre GmbH Berlin feiert in diesem Jahr sein 20-jähriges Bestehen; Gesellschafter der GmbH sind, dies nur am Rande

- [Deutschlandradio](#) als Hauptgesellschafter (40 %)
- die [Bundesrepublik Deutschland](#) (35 %)
- das Land [Berlin](#) (20 %)
- der [RBB](#) (früher: [SFB](#), 5 %)

Es ist klar, dass dieses Modell, das sich auch erst über schwere Hürden hinweg bewähren musste, nicht einfach übertragbar gewesen wäre; gleichwohl hätte es eine – öffentliche – Debatte gelohnt. Warum diese ebenso wenig zustande kam wie andere, lässt sich nur mit gewollter Unbeweglichkeit erklären. Die öffentliche Hand – und zwar auf allen Ebenen – fürchtete in den Strudel eines Diskussionsprozesses zu geraten, an dessen Ende dann eine Beteiligung an der Orchesterfinanzierung gestanden hätte. Und beim SWR war die so genannte „ergebnisoffene Diskussion“ schon abgeschlossen. Für die Fusion hatte man den Segen der Münchner Managementberatung schon vorzeitig erhalten. Man reibt sich gleichwohl die Augen, wenn man nachliest, wie der Intendant deren Vorzüge gegenüber dem Rundfunkrat schon im Frühjahr 2012 pries: Sie erlaube es, „*die wesentlichen Profile der beiden heutigen Orchester auch langfristig zu erhalten*“. Gut zwei Jahre danach ist hiervon übrigens nicht mehr die Rede. Über die Physiognomie des neuen, 119 Planstellen zählenden Orchesters,

sagt Johannes Bultmann, seit 2013 künstlerischer Leiter der SWR-Klangkörper, im Interview mit den Stuttgarter Nachrichten: *„Es wird weiterhin intensiv Neue Musik spielen und außerdem das große sinfonische Repertoire bedienen. Sein Profil wird also sehr nahe am alten sein. In den ersten Jahren wird es interessant sein zu beobachten, wie sich aus den drei verschiedenen Klangkulturen der beiden Orchester – Freiburger Klang und den beiden Stuttgarter Klangtraditionen – ein neuer Klang entwickelt, denn der lässt sich nicht planen.“* Also, mit anderen Worten: Nichts Genaues weiß man nicht.

Die Fusion und ihre Ursachen

Wir sind nun an einem Punkt angelangt, wo wir den Blick allmählich in eine andere Richtung wenden sollten, nämlich hin zu den Ursachen für die geschilderte Entwicklung. Und ihren Konsequenzen. Lassen Sie uns zunächst noch einmal eine Reihe von Punkten festhalten:

1. Der Fusionsprozess wurde, nachdem der Sender ihm noch 2005 inhaltlich eine Absage erteilte, von 2010 an systematisch vorangetrieben. Ausschlaggebend gemacht wurden dafür eine negative finanzielle Entwicklung auf der Einnahmenseite des SWR und der daraus resultierende Sparzwang.
2. Das Schlagwort von den „Schutzzäunen“, die fortan nicht mehr bestehen konnten, wurde im Zusammenhang mit den postulierten Einsparungen zur Legitimation der gesamten Vorgehensweise gemacht. Künstlerische Argumentationen galten fortan als obsolet. Indem die Orchester wie jede andere Abteilung zu behandeln seien, genoss betriebswirtschaftliches Denken Priorität. Fußnote: Bis zum heutigen Tag hat mir kein Verantwortlicher des SWR eine nachvollziehbare Rechnung eröffnen können, von welchem Zeitpunkt an und in welcher Höhe der SWR durch die Orchesterfusion einspare. Auch Johannes Bultmann spricht in diesem Zusammenhang von einem „perspektivisch“ eintretenden Spareffekt. Im Jahr 2025 oder 2026 wolle man „dann annähernd bei der Planstellenzahl angekommen sein“. Bekanntlich hat der Sender eine Jobgarantie für alle Musiker ausgesprochen, doch aufgrund deren Vertragssituation wird man erst im Frühjahr 2016 wissen, wie viele Musiker aus Freiburg und Stuttgart am Projekt SWR Sinfonieorchester im Herbst dieses Jahres tatsächlich mitwirken werden. Interne Schätzungen gehen von einer Größe plus/minus 160 Musikerinnen und Musiker aus.
3. Nur politische Interventionen und Alternativvorschläge hätten den Fusionsprozess stoppen können. Will heißen: Nur alternative Finanzierungsmodelle. Alle Warnungen und Einwände aus künstlerischer Sicht waren wirkungslos, siehe oben.
4. Der dem Freiburger Freundeskreis des SWR-Sinfonieorchesters vom Rundfunkrat am 26. Juni 2012 gewährte dreimonatige Aufschub der Fusion zur „Erarbeitung eines Alternativmodells“ war Kosmetik. Dass es gelingen würde, über die Sommerferienmonate ein belastbares alternatives Finanzierungskonzept zu finden, hätte nach der vorausgegangenen Debatte an ein Wunder gegrenzt. Dass die Politik sich an dieser nur mit lauen Willensbekundungen und Protesten beteiligte, sei hier ausdrücklich noch einmal festgehalten.
5. Die im Fusionsbeschluss vom 29. September 2012 enthaltene Öffnungsklausel gilt bis zum heutigen Tag als der Strohhalm, der den

Prozess in letzter Sekunde noch aufhalten könnte: *„Bei einer wesentlichen Änderung der Geschäftsgrundlage unter gravierend veränderten Rahmenbedingungen ist es dem Rundfunkrat selbstverständlich unbenommen, die Angelegenheit erneut aufzugreifen.“* Hierin ist annähernd die Quadratur des Kreises formuliert. „Wesentliche Änderung der Geschäftsgrundlage“ heißt im Grunde: völlig eigenständiges Finanzierungskonzept. Und dann muss es das Rundfunkratsgremium selbst sein, das die Thematik noch einmal neu aufrollt. Das führt übergangslos zu Punkt...

6. Der SWR ist eine Zweiländeranstalt, folglich setzt sich der Rundfunkrat auch aus Rheinland-Pfalzern und Baden-Württembergern zusammen. Es wird in diesem Zusammenhang immer wieder gemutmaßt, dass besonders von rheinland-pfälzischer Seite Fusionsdruck aufgebaut worden sei. Der Kabarettist Matthias Deutschmann zitiert in einem Beitrag für die Badische Zeitung den damaligen SWR-Verwaltungsdirektor Viktor von Oertzen mit einem aufschlussreichen Wortbeitrag aus der Sitzung des Rundfunkrates vom 26. Juni 2012: *„Der Vorsitzende der Rundfunkkommission, der Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz“, so der Protokollant, „habe noch im Januar gefordert, die Zahl der Rundfunkorchester zu reduzieren. Auch andere Politiker verlangten Ähnliches. Reagiere der SWR auf solche Aussagen nicht, sehe die Politik wohl keinen Anlass, den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten zusätzliche Finanzmittel zur Verfügung zu stellen.“* Kurt Beck, inzwischen nicht mehr Ministerpräsident und Vorsitzender der Rundfunkkommission hat in der BZ in einem Leserbrief jeden Verdacht von sich gewiesen, er habe den SWR aufgefordert, seine Orchester zu fusionieren. Dergleichen freilich hatte Herr von Oertzen auch nicht behauptet. Hier wendet ein Politiker die beliebte Taktik des Dementis einer Sachbehauptung, die so nicht gefällt wurde, um vom eigentlichen Gesagten abzulenken.
7. Die Klärung des Hauptprobenortes im Anschluss an den Fusionsbeschluss im Herbst 2012 ist in der Konsequenz eines Konzentrationsprozesses der Zweiländeranstalt auf die beiden Landeshauptstädte Mainz und Stuttgart zu sehen. Weder Baden-Baden noch Freiburg dürften für die Senderspitze zur Debatte gestanden haben. Und dies, obwohl der SWR im Konzerthaus Freiburg über eigene Räumlichkeiten verfügt und 1995 dort für umgerechnet 6,2 Millionen Euro ein Dauernutzungsrecht für das Tonstudio, Instrumentenräume, Lagerräume etc. erworben hatte. Und rein rechnerisch dort mit 180 Terminen gegenüber nur 120 im Jahr in der Stuttgarter Liederhalle eine weit komfortablere Probensituation besteht. Die Kritik an der Entscheidung fiel dem offiziellen Freiburg wohl weit leichter als bei der Fusionsentscheidung. Denn dieses Mal ging es um einen virulenten Einnahmeverlust, der mit dem Abzug des

SWR aus dem Konzerthaus für die FWTM einhergeht. „Es bleibt der Eindruck, dass die personelle Zusammensetzung der Kommission und die Beurteilung der Standortkriterien auf ein ‚gewolltes Ergebnis‘ ausgerichtet waren“, kommentierte FWTM-Geschäftsführer Bernd Dallmann die Entscheidung der Standortkommission.

8. Keine Erkenntnis, aber eine Hypothese: Hätte sich die Kommission im Herbst 2012 für Freiburg als Standort entschieden, was wäre geschehen? Hätte sich von Freiburg aus ein so nachhaltiger Widerstand gegen die Fusion und Kampf um den Erhalt des hiesigen SWR-Orchesters zum Beispiel durch Errichtung einer Stiftung formiert? Oder hätte man sich hier nicht eher mit dem Erreichten zufrieden gegeben? Schließlich wäre Freiburg der Standort eines – künftig sogar noch größeren – A-Orchesters geblieben, die Musiker aus Stuttgart hätte man mit offenen Armen empfangen. Dass sich aber in der kultursatten, mit großen Orchestern ohnedies gesegneten Landeshauptstadt ein zweiter Widerstand nach Stuttgart 21-Manier formiert hätte – man will es irgendwie nicht so richtig glauben. Wie gesagt, nur eine Hypothese. Aber möglicherweise säße der Fusionszug so schon längst auf einem ruhigeren Gleis. Was nun in keiner Weise für oder gegen die jeweilige Stuttgarter oder Freiburger Zivilcourage sprechen soll.
9. Der Kampf um den Erhalt des Freiburger SWR-Sinfonieorchesters seit Frühjahr 2013, der diesen maßgeblich vorantreibende Vorschlag eines Stiftungsmodells durch den Freiburger Verwaltungsrechtler Friedrich Schoch hat sich erst in der Konsequenz des geschilderten Fusionsprozesses entwickelt. Weshalb das so ist, wird zu diskutieren sein. Ebenso, warum der Protest sich nicht in die Fläche ausbreitete, sondern bis zum heutigen Tage nur in den Resten eines Bildungsbürgertums sichtbar wird, das zwar noch immer die Konzertsäle füllt, es aber gewohnt ist, am Kulturleben eher passiv zu partizipieren.
10. Noch später als bei den Kulturbürgern regte sich zaghafter Widerstand in der Politik gegen die Fusion. Der Verweis auf die Autonomie des Rundfunks, ein diese gleichwohl aus anderem Terrain stärkendes Urteil des Bundesverfassungsgerichts lassen sich noch heute als Freibrief für Desinteresse und Achselzucken heranziehen. Ob es tatsächlich insbesondere der kürzlich zu Ende gegangene Wahlkampf gewesen ist, der dann doch so etwas wie eine kleine Welle politischen Protests zeitigte, wird sich zeigen. Wenn Politiker wie die baden-württembergische Kunstministerin Theresia Bauer die Fusionsentscheidung öffentlich für kulturpolitisch und künstlerisch falsch erklären, wenn der zweithöchste Mann der Republik, Bundestagspräsident Norbert Lammert zum wiederholten Mal die Fusion als „unsensible Fehlentscheidung, als verheerendes kulturpolitisches Signal“ deklariert, sollte man meinen, dass der

Sender danach nicht einfach zur Tagesordnung zurückkehren kann oder mit Gesten des Beleidigtseins reagiert. Genau das aber ist bislang immer wieder erfolgt. Zitat Intendant Peter Boudgoust, April 2014: *„Der SWR arbeitet mit Sorgfalt und Leidenschaft daran, dass das SWR Symphonieorchester erfolgreich an den Start kommt.“*

Eine solche, man möchte fast sagen, gebetsmühlenartige Wiederholung der immer gleichen Aussagen wäre, meine Damen und Herren, in einer Demokratie nicht vorstellbar, wenn sie nicht durch eine große Mehrheit gedeckt würde. Dabei ist es von untergeordneter Rolle, ob diese Mehrheit aktiv einen Vorgang unterstützt, oder ob sie ihn nur billigend, stillschweigend in Kauf nimmt. Oder ob, dritte Variante, Gleichgültigkeit dort signalisiert wird, wo sich schon längst ein Paradigmenwechsel im Denken vollzogen hat.

Halten wir also noch einmal fest, was eingangs schon angedeutet wurde: Die Orchesterkultur ist nicht mehr im Mittelpunkt unserer Gesellschaft angesiedelt. Ihr gilt allenfalls noch eine periphere Aufmerksamkeit. Lassen wir uns dabei nicht durch gefüllte Konzertsäle, durch die Tatsache, dass noch in keiner Zeit so viele Menschen wie heute Klassikkonzerte und Opern besuchten, darüber hinwegtäuschen. Der Rest ist Gleichgültigkeit, Desinteresse, Nichtwissen und eine zunehmend zu beobachtende kulturfeindliche Haltung. Machen Sie, meine Damen und Herren, die Probe aufs Exempel und starten eine Umfrage in der Freiburger Fußgängerzone mit dem Tenor: Sind Sie *gegen* die SWR-Orchesterfusion oder *für* mehr Kindertagesstätten – was ist Ihnen wichtiger? Sie werden sehen, wie perfide sich das eine gegen das andere ausspielen lässt. Denn das Bild von der Orchestermusik, die nur Sache von ein paar Großkopferten ist, die doch bitteschön auch dafür zahlen mögen, ist womöglich fester denn je in den Köpfen. Die Medien, besonders Hörfunk und Fernsehen wirken an diesem Meinungsprozess mit. Auch hier wieder nur eine Beobachtung: Welchen Musikbegriff transportieren wir eigentlich in den Mainstream-Programmen, die Kultursender der Öffentlich-Rechtlichen einschließlich Deutschlandfunk und Deutschlandradio ausgenommen? Was meinen Moderatoren heute, wenn sie Musik sagen? Sie meinen das, was sich unter – westlicher – Pop- und Rockkultur subsumieren lässt. Sie reden also über eine musikalische Epoche, die gerade sechs Jahrzehnte alt ist, ein Menschenalter hätte man früher gesagt. Musik jenseits dieses Zeitraums scheint in solchen Programmen nicht auf, von der zeitgenössischen, modernen Musikproduktion unter dem Signet „Neue Musik“ ganz zu schweigen. Orchester sind in Radio und Fernsehen – dort in Programmnischen zu frühester oder spätester Stunde – zu Exoten mutiert, über die man – viele Journalisten und Moderatoren leider eingeschlossen – nur ein einseitiges, vollkommen rudimentäres Wissen

hat: Sie kosten den Steuerzahler viel Geld, spielen seltsame Sachen jenseits des alltäglichen Hörhorizonts, und ziemlich laut können sie auch noch sein... Vielleicht sollte man, solche Erfahrungen zugrunde gelegt, mal über gut gemeinte Vorschläge nachdenken, die deutsche Orchesterlandschaft zum Welterbe zu deklarieren. Sind wir schon an einem Punkt angelangt, an dem das alles nur noch museal ist, an dem man die paar schließlich übrig gebliebenen Orchester in Glasvitrinen setzen muss, an denen man dann gelangweilte Schulklassen, desinteressierte, Kaugummi kauende Jugendliche mit Knopf im Ohr vorbeiziehen lässt?

Mögen solche Bilder noch als groteske Verzerrung der Realität erscheinen, in der Tendenz müssen sie diskutiert werden. Dies allein vor dem Hintergrund, dass, es wurde schon mehrfach angedeutet, die Eliten in Politik und Gesellschaft immer offener, immer unverhohlener ihre Zweifel und ihr Desinteresse an der so genannten Hochkultur zur Schau tragen. Das hat sicher etwas damit zu tun, dass es sich um jene Nachkriegsgeneration handelt, die in der Regel mit den Beatles und den Stones musikalisch sozialisiert wurde, die in einem gesellschaftlich-politischen Milieu groß wurde, in dem die Kulturschätze der Vergangenheit, zumal die der deutschen, als nationalistisch kontaminiert galten. Und in dem, das sollte man auch nicht vergessen, die Welt der Klassik noch eine solch – ich nenne es mal – „karajanische“ Aura der Unnahbarkeit, sprich: Arroganz verströmte, dass man sich als junger Mensch unmöglich mit ihr identifizieren konnte oder wollte. *„Renitent antworten die Teens und Twens auf das Ungemäße von Versuchen, hohe Musik ihrerseits jener Betriebsamkeit anzugleichen, die sie real unter dessen verschluckt hat. Dem Widerspruch weichen sie aus in die schlechte Identität von banaler Situation und banaler Musik“*, analysierte schon zu Beginn der 1960er Jahre Theodor W. Adorno in seinen Frankfurter Vorlesungen hellichtig die Ursachen eines sich anbahnenden „Kulturkampfes“. Legendar ist sein vernichtendes Urteil über die Auswirkung der sich neu formierenden Kulturindustrie: Ihr Gesamteffekt sei *„der einer Anti-Aufklärung; in ihr wird, wie Horkheimer und ich es nannten, Aufklärung, nämlich die fortschreitende technische Naturbeherrschung, zum Massenbetrug, zum Mittel der Fesselung des Bewusstseins. Sie verhindert die Bildung autonomer, selbständiger, bewusst urteilender und sich entscheidender Individuen“*.

Lassen wir dieses ein halbes Jahrhundert alte Urteil im Hinblick auf die Qualität seines prophetischen Charakters an dieser Stelle einfach unkommentiert so stehen – Adorno starb 1969 und hat die eigentliche Expansion und Machtentfaltung der Kulturindustrie im Zeichen der digitalen Revolution nicht mehr miterleben können. Ich erwähne das auch nur an dieser Stelle, weil ich damit zeigen möchte, dass der von

mir angesprochene Paradigmenwechsel in der Kultur sich nicht wie ein Unwetter, aus heiterem Himmel ereignet. Sondern dass wir es hier mit einer langfristigen Entwicklung über zwei, drei Generationen hinweg zu tun haben, deren Auswirkungen jetzt immer massiver zu spüren sind.

„Die Mechanismen des Marktes schaffen erstmals eine gesamtgesellschaftliche Kultur“, schreibt der Bochumer Kulturphilosoph Volker Steenblock. Die Popularisierung sei *„eine Grunderrungenschaft der modernen Massenkultur. Über die Einkommens-, Gesellschafts- und Bildungsschranken hinweg – die sie nicht abbaut – bietet die Popkultur doch zugleich eine Plattform allgemeiner Zivilisationsteilhabe.“* Und weiter: *„Die Popkultur wird zum großen, eine Kulturuniversalität begründenden Einheitsstifter der Menschheit.“*

Der eine oder andere, meine Damen und Herren, hat vielleicht schon solche berausenden Momente erlebt: Orchester können auch *solche Einheit stiften*, über Schranken hinweg: Sei es bei Beethovens Neunter, Mahlers Sinfonie der Tausend oder einfach nur einer beglückenden Mozart-Sinfonie. Aber die absolute Massentauglichkeit, die vollkommene Popularisierung des Augenblicks gelingt nur in ganz wenigen kollektiven Momenten, wie vielleicht dem Konzert der Berliner Philharmoniker unter Leonard Bernstein, anno 1989 anlässlich des Falls der Berliner Mauer, als der Dirigent Schillers Ode an die Freude in eine Ode an die Freiheit verwandelte. Allein: Die Massentauglichkeit, die Umwandlung von Kultur in Kulturindustrie gehört nicht zu den originären Aufgaben der Kunst, auch der Tonkunst. Kunst ist immer die Kunst des Einzelnen, die Auseinandersetzung des Individuums mit der Gesellschaft. Dieser Antagonismus zur Mehrheit, zur Quote macht sie für das demokratische Führungspersonal unserer Tage unsexy. Es sucht nach der Mehrheit und es braucht die Mehrheit – schon für seine Legitimation. Allerdings fördert das eine Tendenz, die der Publizist Harald Martenstein in einem vielbeachteten Aufsatz unter dem Titel *„Der Sog der Masse“* über den Mainstream als *„Geist der Mehrheit“* 2011 so beschrieb: *„Bewege dich in Richtung des Mittelpunkts. Bewege dich in dieselbe Richtung wie alle anderen. Vermeide Zusammenstöße.“*

Ich behaupte, dass wir dieses Verhaltensmuster gerade im Falle der SWR-Orchesterfusion in eben der beschriebenen Form bei den Verantwortlichen von Rundfunk und Politik erleben. Befänden sich die Orchester im Mittelpunkt, müsste man um ihre Zukunft nicht fürchten – die Leithammel würden sich genau in diese Richtung bewegen. Denn wer dort steht – im Augenblick ist es vor allem das Internet – setzt die Trends und bestimmt, was richtig und was falsch ist. Harald Martenstein bedient sich in seiner Beschreibung des Bildes vom Publikumsjoker, wie wir ihn aus Fernsehquizshows wie dem beliebten *„Wer wird Millionär?“*

mit Günther Jauch kennen, und konzediert empirisch: *„Aber je komplizierter es wird, desto öfter irrt sich die Mehrheit. Es ist dann klüger, jemanden anzurufen, der Ahnung hat. Eine Einzelperson.“* Das wären also die so genannten Experten, wie die in unserem Fallbeispiel erwähnte Münchner Agentur Metrum. Doch was soll man davon halten, wenn einem diese eben auch gerade die Bewegung in Richtung Mittelpunkt nahelegen...?

Es wäre einfacher und vor allem auch ehrlicher, wenn die Verantwortlichen beim Rundfunk die Intentionen ihrer Reformen unverhohlener aussprechen: als Bewegung in Richtung Mittelpunkt, als Abkehr von den Traditionen, die offenbar nur noch eine Minderheit interessieren. Aber genau das geschieht nicht. Die Musikjournalistin Christine Lemke-Matwey musste das gerade erst am eigenen Leib erfahren, als sie in der Wochenzeitung „Die Zeit“ den ARD-Radiomachern offen vorwarf, sie verspielten die Zukunft der klassischen Musik. Zentraler Vorwurf an die „Intendanten der Nach-68er Generation“: Die Stammhörer der Klassik interessierte diese herzlich wenig, und bei der Jugend sei man der Meinung, sie brauche keine Klassik mehr. Für alle, denen es bislang entgangen sein sollte: Der Chef des Bayerischen Rundfunks, Ulrich Wilhelm, will seinen Sender Bayern Klassik vom Jahr 2016 an nur noch digital verbreiten; an seine Stelle soll dann auf den UKW-Frequenzen der Jugendkanal Puls treten. Gestatten sie mir dazu die Fußnote: Mich würde interessieren, wie viele Jugendliche überhaupt noch von der Existenz der Ultrakurzwelle wissen, und wie es gelingen soll, diese Zielgruppe auf Frequenzen zu lotsen, deren Sendequalität – als Bayer, weiß ich, wovon ich spreche – in vielen Regionen des Landes mehr als bescheiden ist. Zurück aber zu Christine Lemke-Matwey. Der Westdeutsche Rundfunk, auf dessen Klassiksender WDR 3 die Journalistin bislang moderierte, kündigte ihr nach Erscheinen des Artikels. Wegen Illoyalität, wie die Neue Musikzeitung berichtete. Hatte sie doch auch den Sender und seinen Intendanten Tom Buhrow kritisiert wegen dessen fantasielosen Umgangs mit seiner Klassikwelle. Offensichtlich hatte die Kollegin in ein Wespennest gestochen: *„Mit Bob Dylan lässt sich noch Staat machen... -mit Mozart geht das nicht mehr. Je bodenloser die Programmreformen, je drastischer die Etat Kürzungen, umso lustiger flattern die Fähnchen der Hierarchen im Wind. Winkt da noch wer mit dem Bildungsauftrag, den die ARD per Gesetz hat, mit der kulturellen Grundversorgung für alle? Das lässt sich durch Rabulistik regeln. Ansonsten gilt, und das ist neu: Proteste werden ausgesessen. Im Zweifelsfall sterben die Protestierer vor denjenigen, gegen die sich der Protest richtet. Geht es nach Buhrow, Boudgoust & Co., sind Klassikliebhaber nämlich vor allem eins: alt.“*

Die Fusion und Freiburg

Proteste werden ausgesessen... Wir (Gedankenstrich) – Alten!? – haben das in der Causa SWR-Orchesterfusion bislang genauso erlebt. Und all die anderen, wir dürfen von einer satten Mehrheit ausgehen, werden sich fragen: Wozu die ganze Aufregung? Rund 30 Orchester sind seit der deutschen Wiedervereinigung aufgelöst oder abgewickelt worden; über 20 wurden fusioniert. In Mecklenburg-Vorpommern droht derzeit der ganz große Kahlschlag in der Theater- und Orchesterlandschaft, in Sachsen-Anhalt werden die Theater Dessau und Halle geschrumpft. Wird da im Südwesten nicht auf noch sehr hohem Niveau gejammert? Dazu passt gut die Argumentation des SWR-Intendanten: „Mein Auftrag als Intendant des Südwestrundfunks ist es nicht, die deutsche Orchesterlandschaft in ihrem jetzigen Bestand zu bewahren“. Setzen wir noch eins drauf. Peter Boudgousts Auftrag ist es auch nicht, der Stadt Freiburg weiter zu einem A-Orchester, bekanntlich dem einzigen in ganz Südbaden, zu verhelfen. Zumal dieses Orchester auch erst seit 18 Jahren in Freiburg seinen Dienstsitz hat. Was gleichwohl zu einer neuen Ära in seiner unmittelbaren Wahrnehmung geführt hat: Der Referenzklangkörper für die Gegenwartsmusik nach 1945, der, was nur wenige wissen, zu den Mitbegründern des bedeutendsten französischen Klassikfestivals, des Festivals von Aix-en-Provence gehört, der Komponisten wie Igor Strawinsky, Pierre Boulez, Luigi Nono und all den andern eine tönende Heimat gegeben hat, bekam seit seiner Ansiedlung im Freiburger Konzerthaus eine neue Authentizität: eine unmittelbare Beziehung zum Publikum. Wir dürfen noch immer an den mannigfachen Resultaten dieser Beziehung partizipieren: den verschiedenen Konzertreihen, den Bildungsprojekten entlang der gesamten Ober- und Hochrheinschiene, der Vernetzung der Orchestermusiker in und mit der Musikstadt Freiburg.

Sie wissen, meine Damen und Herren, dass diese siebzehnte Staffel der Samstag-Uni sich mit der Grundfragestellung auseinanderzusetzen sucht: „In welcher Stadt wollen wir leben?“ Dies auch vor dem Hintergrund der Option einer Bewerbung Freiburgs für die nächste europäische Kulturhauptstadt auf deutschem Boden. Falls Sie sich gefragt haben sollten – wann kommt er denn endlich darauf zu sprechen: Ich war die ganze Zeit schon mittendrin. Was ich versucht habe zu repetieren, kumulieren und interpretieren, was ich als „Fakten, Thesen und Überlegungen“ zur geplanten Fusion entwickelt habe, ereignet sich ja nicht im luftleeren Raum. Wir alle sind Teil dieser Entwicklungen, ob wir sie nun für gut oder schlecht heißen, ob wir glauben, dass sie uns tangieren oder nicht. Wir werden ihre Auswirkungen auch hier vor Ort zur Kenntnis nehmen müssen.

Wie wir sie uns konkret vorzustellen haben? In Freiburg werde man den Abzug des Orchesters gar nicht spüren, sagt der Sender. Jeweils zehn Abonnementkonzerte soll es geben, wobei für das Konzerthaus nach einer Phase des Übergangs die Spieltage Samstag oder Sonntag angedacht sind. Ich bin gespannt, wie die anderen etablierten Konzertveranstalter ob dieses Alleinanspruches des Senders auf die Wochenenden reagieren. Und *wie* die für das Konzerthaus verantwortliche FWTM. Bislang fanden die Konzerte des SWR-Sinfonieorchesters an ganz unterschiedlichen Tagen, über die gesamte Woche verteilt, statt. Aber die Auseinandersetzungen um die Termine sind vermutlich nur ein Nebenkriegsschauplatz. Bei den vorgesehenen Residenzen des neuen Orchesters in Freiburg soll es schwerpunktmäßig um Musikvermittlung für Jung und Alt gehen – und wie die Gerichtsmediziner in den einschlägigen Fernsehkrimis könnte man hinzufügen: Näheres nach der Obduktion.

Wir dürfen davon ausgehen, dass die „Leichenschau“, wenn Sie mir erlauben bei diesem zynischen Wortspiel zu bleiben, beim SWR noch in vollem Gange ist. Was alles nicht funktioniert bei dieser Fusion, wo es hakt, erfährt man natürlich nie auf offiziellem Wege. Dass die Bandagen, mit denen gekämpft wird, im Detail härter werden, ist eine logische Konsequenz des anhaltenden Kampfs gegen die, wie es Insider formulieren, „Liquidation“ des Freiburger SWR-Orchesters. Muss es einen besorgt stimmen, wenn der Intendant in einem Schreiben an die Mitglieder der beiden Orchester in Stuttgart und Freiburg folgendes formuliert: *„Wir kommen gemeinsam Stück für Stück voran. Um es aber deutlich zu sagen: Wer auch immer diesen Prozess mutwillig behindert, der beschädigt nicht nur den SWR, sondern gefährdet auch akut seine eigene künstlerische und berufliche Zukunft.“* Das ist eine klare Aufforderung zu einer Loyalität, wie sie der Sender versteht. Und wie sie keine öffentliche Kritik an dem laufenden Prozess mehr zulässt..

Die künstlerische und private Zukunft der Musikerinnen und Musiker des SWR-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg wird in der Hauptsache in der Landeshauptstadt Stuttgart stattfinden. Nicht ganz nebenbei: Einen Wechsel des Dienstortes hatte ihnen der Sender erst vor gut zehn Jahren zugemutet – von Baden-Baden nach Freiburg.

Die Konsequenzen ihres Wegzugs seien hier holzschnittartig umrissen: Die Vermittlungsarbeit wird sich reduzieren – weil ein Orchester nicht in der gleichen Größenordnung die Arbeit von bislang zwei Orchestern übernehmen kann. Und das private Engagement von rund 100 Musikern, das Netzwerk, das sie aufbauten und von dem zahlreiche Institutionen, von privaten Veranstaltern über Laienmusikausbildung, Schulen bis hin zur Musikhochschule profitierten, wird deutlich löchriger werden. Was das anlangt, sprechen wir nicht nur von Freiburg, sondern von der

gesamten Region. Das Musikland Südbaden, meine Damen und Herren, wird vom Herbst 2016 an ein ganzes Stück ärmer sein.

Ich darf gerne an dieser Stelle schlaglichtartig daran erinnern, welcher Traditionen gerade diese Stadt Freiburg sich innerhalb der Neuen Musik der Nachkriegszeit erfreuen darf: 1971 wurde beim alten Südwestfunk in der Günterstaler Straße das *Experimentalstudio der Heinrich-Strobel-Stiftung* ins Leben gerufen, das als Experimentalstudio des SWR glücklicherweise noch heute existiert – mittlerweile eine einmalige Einrichtung. Hier wurde Rundfunkmusikgeschichte geschrieben, hier wurde der Wandel vom analogen ins digitale elektronische Zeitalter einzigartig auf künstlerischer Ebene flankiert und reflektiert, hier gingen namhafte Komponisten aus und ein: Luigi Nono schrieb in Freiburg große Teile seines „Prometeo“, einer der monumentalsten Kompositionen des späten 20. Jahrhunderts. Manche von Ihnen erinnern sich vielleicht noch an die großartige, wenn auch späte Freiburger Erstaufführung des Werks 2003, die allein durch ein beispielhaftes Zusammenwirken aller musikalischen Kräfte dieser Stadt realisiert werden konnte. Eines von vielen Beispielen für die Musikkultur in dieser Stadt.

Andere darf ich summarisch nennen: das Philharmonische Orchester als orchestralen Nukleus der Musikkultur, das Freiburger Barockorchester, ensemble recherche, Ensemble Aventure, Chronophonie, surplus. Und die Liste lässt sich fortsetzen bis hinein in eine überaus ambitionierte Laienmusikkultur, die natürlich auch deshalb so ambitioniert sein kann, weil sie von den Profis so kundig unterstützt wird. Auch da wird einiges an fruchtbaren Wechselwirkungen wegfallen.

Die Empörung darüber hält sich in Grenzen, gerade auch im Rathaus. Jedenfalls außerhalb der Wahlkampfzeiten. Dass die Stadt Freiburg sich an die Spitze einer Bewegung für den Erhalt des – ihres – SWR-Sinfonieorchesters gesetzt habe, kann man nun wirklich nicht behaupten. Agiert wurde immer nach dem Prinzip – die Verantwortung liegt anderswo... Oberbürgermeister Dieter Salomon jedenfalls sieht sie, schriftlicher Überlieferung zufolge, hauptsächlich beim SWR und beim Land Baden-Württemberg. *„Von dort muss ein klares Signal für eine maßgebliche Beteiligung kommen, wenn das Stiftungsmodell für Freiburg eine Chance haben soll.“*

Das freilich ist immer eine Frage des Betrachters. Bislang schien es, als habe die Politik die Verantwortlichkeit für „klare Signale“ sich gegenseitig zugeschoben nach dem Motto eines Romanbestsellers: „Wer sich zuerst bewegt, hat verloren“. Es sei auch daran erinnert, dass sich die städtische Kulturpolitik zu Beginn der Ära Salomon am State of the Art, an den bestehenden Strukturen abarbeitete – abarbeiten musste.

Während der ersten Amtsperiode, damals als ein Steuerloch von 70 Millionen Euro im Haushalt drohte, konfrontierte die Stadt das Theater unter seiner neuen, damals mit enormen Vorschusslorbeeren bedachten Intendantin Amelie Niermeyer mit einer heftigen Legitimationskrise. Weniger die Einsparsumme um die es 2002/2003 ging, irritierte – nämlich zunächst eine Million und dann weitere 700000 Euro bei einem Gesamtetat von damals rund 25 Millionen Euro – als der Ton der Debatte. ... Auf den Prüfstand gestellt wurde die gesamte Struktur des Hauses – ein notwendiges Ergebnis des überregional Karriere machenden Freiburger „Kulturkampfes“ war, dass das Theater Eigenbetrieb wurde und später, unter der neuen Intendantin Barbara Mundel ein Pakt zwischen Stadt und Theater geschlossen wurde, der dem Haus Planungssicherheit für mehrere Spielzeiten geben sollte. Niermeyer ging nach Düsseldorf. Die Theater-Debatten der jüngeren Jahre zeugen – zumindest nach außen – von einem gewachsenen Vertrauen in den Wert dieser Institution, das sich nicht zuletzt auch in einer anderen, kultivierteren Art des Miteinanderumgehens äußerte. Der Publizist Ralph Bollmann resümiert den „Freiburger Kulturkampf“ in seinem Buch „Walküre in Detmold. Eine Entdeckungsreise durch die deutsche Provinz“ so: *„In ganz Deutschland erregte sich das Feuilleton, wovon am Ende beide Seiten profitierten. Salomon konnte sich als grüner Sanierer bundesweit bekannt machen, was ihm ohne den Resonanzboden der empörten Theaterszene nie gelungen wäre. Die Intendantin zog unter dem Applaus des Publikums weiter ans Düsseldorfer Schauspielhaus, wenig später legte auch die Chefdirigentin ihr Amt nieder.“*

All das, meine Damen und Herren, ist Geschichte. Übrigens auch, Fußnote, dass Salomon damals die Idee einer Fusion von Philharmonischem Orchester und SWR-Sinfonieorchester in den Ring warf und dafür Häme erntete. Warum? Nun, weil ein städtisches Orchester, das Theater- und Konzertdienste zu leisten hat und ein Rundfunksinfonieorchester völlig unterschiedliche Strukturen und Aufgabenprofile haben. Und weil beide Orchester auch völlig unterschiedliche Tarifverträge haben, und weil die Trägerschaft bis dato jedenfalls eine ganz andere war – hier öffentlich-rechtlicher Rundfunk, dort die Kommune. Und nicht zuletzt, weil es für eine misslungene Fusion nach Ansicht aller Fachleute hier in der Regio bereits ein treffendes Beispiel gibt: das Sinfonieorchester Basel, hervorgegangen aus einem Rundfunkorchester und eine städtischen Orchester.

Orchester sind komplexe künstlerische und auch soziale Gefüge mit sehr deutlichen Hierarchien. Ein Dirigent erzählte mir gerade, dass man dies sehr stark merke bei der bereits erwähnten Radiophilharmonie Saarbrücken-Kaiserslautern. Die Lauterer waren ein

Rundfunkunterhaltungsorchester, unter ihrem langjährigen verdienten Chef Emmerich Smola eines der besten seiner Art auf dem Gebiet konzertanter Unterhaltungsmusik. In Saarbrücken spielte man die große sinfonische Literatur. Man merke allein an der Haltung, am mangelnden oder überbordenden Selbstbewusstsein, wer aus welchem der ehemaligen Orchester stamme... Gleichberechtigte Partnerschaft lässt sich nicht erzwingen.

Ich schweife ab. Freiburg ist weder Basel noch Saarbrücken noch Kaiserslautern. Freiburg ist gleichwohl eine Kulturstadt, die, so mein Eindruck als Zugereister, es immer wieder versäumt, ihr kulturelles Potenzial zu bündeln und – zu vermarkten. Das Label „Green City“, das Image von der Schwarzwaldtäle-Stadt inmitten blühender, wein- und weinhockseliger Bollenhut-Landschaften beherrscht jenes Bild, das die Verantwortlichen nach außen transportieren. Das Engagement der Bürgerinnen und Bürger *„für den Schutz von Klima, Wasser und Boden ist die Grundlage für eine nachhaltige Stadtentwicklung“*, steht im Grußwort des Oberbürgermeisters zur aktuellen „Greencity“-Werbebroschüre zu lesen. Bei allem Respekt: Dass zu den Attraktionen des 210000-Einwohner-Großstädtles eine engagierte Musik-, Theater- und Kunstlandschaft gehört, die manch größere Kommune mit Stolz erfüllen würde, ist dem offiziellen Freiburg leider allzu oft gerade mal einen Nebensatz wert. Ich darf anhand eines aktuellen Beispiels verdeutlichen, worauf ich hinauswill: Im Land ist seit einem Jahr eine Spardebatte um die fünf staatlichen Musikhochschulen entbrannt, die gleich in den ersten Monaten zu eskalieren drohte, als die Institute in Mannheim und Trossingen in ihrer Substanz gefährdet zu sein drohten. Was sich in den beiden Städten in der Folge – und das reicht bis in die jüngste Gegenwart – an konzertiertem Widerstand aus Politik, Gesellschaft und Kultur formierte, begründet oder unbegründet, ist bemerkenswert. Dass sich sogar Landtagspräsident Guido Wolf mehrfach öffentlich (Positionspapiere) für den Erhalt der Trossinger Musikhochschule stark gemacht hat, lässt sich ob des Amtes, das er bekleidet, äußerst kontrovers diskutieren. Allein: Der Einsatz von allen Seiten ist enorm und ich möchte an dieser Stelle lieber nicht die Frage stellen, ob ein vergleichbarer massiver Schub an Unterstützung im entsprechenden Fall auch hier in Freiburg für die Freiburger Musikhochschule zu erwarten sein dürfte. Hoffen wir, dass es nicht in nächster Ferne zu beweisen sein wird.

Lassen Sie mich gegen Ende noch einmal Ralf Bollmann zitieren: *„Ausgerechnet das Land, das so viele Opernhäuser hat wie kein anderes, schätzt sie nicht“*, schreibt der kulturbegeisterte Wirtschaftsjournalist in dem erwähnten Buch über die einzigartige deutsche Musiktheaterlandschaft. Ich habe versucht deutlich zu machen,

dass sich diese Erkenntnis deckungsgleich auf die Orchester übertragen lässt. Und, wenn wir den Blick vom Objekt aufs Subjekt wenden: auch bis zu einem gewissen Grad auf Freiburg, leider. Vielleicht verstehen Sie jetzt, meine Damen und Herren, wenn es mir unter dieser Prämisse nicht leicht fällt, die Fragestellung, die dieser Vorlesungsreihe zugrunde liegt, konstruktiv zu beantworten: „Freiburg 2025: In welcher Stadt wollen wir leben?“

Wir haben 2011 hier eine lebhafteste Debatte über eine mögliche Bewerbung Freiburgs für die europäische Kulturhauptstadt, damals noch mit Zielsetzung 2020, geführt. Am Ende eines fast ganztägigen Expertenhearings stand eine klare Absage der Stadt, namentlich durch ihren Oberbürgermeister, an die Bewerbung. Weil das vom Kulturrat unter dem Titel „Kultur der Stadt – Stadt der Kultur“ ausgearbeitete Konzept nicht aussagekräftig und tragfähig genug sei. Man konnte, wenn man so wollte, das als Tenor aus der Debatte heraushören. Viele Diskussionsbeiträge hätten sich aber genauso gut ins Positive wenden lassen: Macht weiter, arbeitet daran, denkt über verschärfte Profile nach... Eines, das im Nachklang von verschiedenen Seiten vorgebracht wurde, hatte die Musikstadt Freiburg im Fokus. Die auch mit oder ohne Verlust des SWR-Sinfonieorchesters noch eine solche bleiben dürfte – auch dem großartigen Publikum sei Dank.

Aber auch diese Diskussion schien mir zu oft eine virtuelle zu sein. Oder eine bewusst in eine Nische gedrängte. Damit sie eine realistische geworden wäre, oder gerne: noch würde, bedürfte sie auch einer ins Positive gewendeten Beteiligung breiter gesellschaftlicher Schichten. Eine ins Breite gewendete Kulturpolitik, die Begriffe wie „Hochkultur“ nicht mutwillig ins Pejorative wendet, kann hier Katalysator sein, mehr noch: Sie kann selbst zum Motivator werden. Aber eines muss sie natürlich – es auch wollen.

Und so wird es sich sicher auch mit der „Träger- und Geberkonferenz für das SWR-Sinfonieorchester verhalten, die es nun zeitnah geben soll. Es muss auf allen Seiten ein Wille zu spüren sein, und da schließe ich natürlich auch das Orchester und seine Musiker mit ein. Es ist keine Frage, dass Musikerinnen und Musiker heute und erst recht in der Zukunft mit anderen Aufgaben konfrontiert sein werden als in den womöglich gar nicht so besseren guten alten Zeiten. Neue Finanzierungsmodelle setzen mehr Eigenverantwortlichkeit voraus, mehr Möglichkeiten für Orchester, ihre Zukunft aktiv mitzugestalten. Mehr Verantwortung heißt aber auch: mehr Risiko. Weniger öffentlich-rechtliche Obhut erfordert mehr Fantasie, Kreativität und Engagement: auch im Hinblick darauf, zu erwartende Mindereinnahmen mit neuem Ideenpotenzial aufzufangen. Soweit ich das beurteilen kann, ist das bei den Musikerinnen und Musikern dieses SWR-Sinfonieorchesters in

überwältigender Mehrheit vorhanden. Modelle wie die der angesprochenen Ensembles recherche und des Freiburger Barockorchesters zeigen, wie fruchtbar ein Zusammenwirken von Musikern und Management sein kann, freilich auch, wie beschwerlich. Die Gefahr, dass die Konferenz vom SWR und der Stadt Freiburg als probates Mittel zum finalen Schlag gegen das Stiftungsmodell ausgespielt wird, ist nicht gering: Leider haben wir keine alternative Finanzierung finden können, dürfte unter Krokodilstränen dann verkündet werden...

Und gerade deshalb sollte man die Chance zur Rettung nicht verpassen, es ist die letzte. Zerschlagene Strukturen sind irreparabel. Und weil auch alle Seiten davon profitieren könnten, der Sender mit seinem Ruf, die Musiker mit ihrem Sendungsauftrag und die kommunalen Trägerschaften nicht zuletzt durch die Umwegrentabilität, aufgrund derer sich Kultur auch für die Wirtschaft rechnet, sollte man diese Konferenz als wirkliche Chance begreifen.

Wenn ich also am Ende mit einer Vision aufwarten soll, dann am ehesten dieser: Dass die Verantwortlichen im Zeitalter der Massenkultur nicht bedingungslos dem geistigen Herdentrieb des Mainstream folgen, dass sie den Primat der Quote und der Ökonomie folglich kritisch in Frage stellen und nicht immer nur auf dieser Basis Bedürfnisse definieren: Machbarkeit, Finanzierbarkeit, Massentauglichkeit, Jugendlichkeit. Ja, auch letztere scheint mir eine überstrapazierte Floskel zu sein, eine Art Totschlagkeule im öffentlichen Diskurs. Ich jedenfalls vermag nicht einzusehen, warum ein Mozart oder ein Beethoven nicht jugendlich sein sollte und warum man sie folglich in die schon ins rhetorische Feld geführte museale Glasvitrine einsperren sollte zusammen mit ein paar zahlungskräftigen Bildungsbürgern. Ich will auch nicht begreifen, warum es schaden könnte, sich mit komplexeren Stoffen auseinanderzusetzen, und weshalb man sie vorsorglich der zappenden und appenden Masse vorenthält.

Ich wünsche mir deshalb ein klein wenig von jenem Geist zurück, der nach der europäischen Katastrophe von 1945, die ganz besonders eine deutsche war, die Menschen inmitten einer zerstörten Welt beflügelte, sich neu mit den Werten einer Kultur auseinanderzusetzen, die unter Tyrannei und Barbarei des Faschismus fast völlig zerstört wurden. Ein Geist, der dazu führte, dass trotz größter materieller und existenzieller Not Theater wiederaufgebaut wurden. Wie hier in Freiburg. Oder Orchester neu gegründet. Wie nebenan in Baden-Baden, beim Südwestfunk. Worte wie Kostenfaktor, Machbarkeitsstudie, „strategischer Spar- und Umbauprozess“ und auch Kulturauftrag existierten damals meines Wissens noch nicht im öffentlichen Sprachgebrauch. Vielleicht, weil das, was heute mit Auftrag definiert

wird, damals ein Grundbedürfnis war. Dieses wieder zu erwecken, besser: neu zu erfinden, könnte eine Vision 2025 sein. Und für dieses Ziel möchte ich die im Titel meines Vortrages formulierte Frage gerne uneingeschränkt beantworten. Muss es sein? Ja, es muss.

(Alle Rechte beim Autor)